

Einleitung

VON JOACHIM EHLERS

Die Beiträge dieses Bandes sind allesamt dem Anspruch verpflichtet, die Frage nach den Beziehungen der Mitte Europas zu dessen westlichen Gebieten in einem umfassenden Sinne neu zu stellen. Es kam nicht darauf an, bekannte Konstellationen hergebrachter Probleme neu zu konfigurieren, sondern den Blick zu erweitern, indem eine breit angelegte Synthese verschiedener Ansätze und Disziplinen einem gemeinsamen Ziel zugeordnet wurde: Wir wollten wissen, auf welche Weise, unter welchen Umständen und auf welchen Wegen sich jener Akkulturationsprozeß vollzogen hat, der das mittelalterliche Europa hervorgebracht hat.

Wir hatten uns deshalb mit einem komplexen historischen Ablauf längerer Dauer zu befassen, der bisher zwar schon mehrfach, aber auf höchst unterschiedliche Weise beschrieben worden ist: Als Grundlage etwa der nachantiken europäischen Zivilisation in der Synthese aus »Rom/Romania – germanisch/slawischer Welt – Christentum«, oder aber als »Austausch«, als mehr oder weniger intensives »Geben und Empfangen« zwischen dem romanisierten Westen und der Mitte Europas. Weniger explizit dagegen bemühte man sich bisher um die Problematik einer Akkulturation der Mitte, einer Ausweitung des lateinischen Westens in unterschiedlichen Stadien, mit wechselnder Intensität und, das sei ausdrücklich hinzugefügt, ohne nennenswerten Rückfluß in umgekehrter Richtung im Sinne eines Austausch- und Angleichungsmodells. Diese Akkulturationsperspektive scheint umso fruchtbarer, als ein wesentliches Kennzeichen dieses Vorganges darin besteht, daß sich aus dem karolingisch bestimmten Teil des Kontinents spezifische Identitäten herausgebildet haben, die im Laufe des 10. Jahrhunderts erste Gestalt annahmen und alsbald begannen, das Profil Europas als einer Gesellschaft nationaler Monarchien zu bestimmen.

Unter ihnen nahm das Römische Reich seit der Erneuerung des Kaisertums Karls des Großen durch Otto den Großen insofern eine Sonderstellung ein, als es spätantik-imperiale, christliche und karolingische Traditionen des Westens an die ostfränkisch-deutsche Königswürde gebunden hat. Zugespitzt läßt sich sagen, daß die Entstehung dieser europäischen Nationen ein wesentlicher Teil ihrer mittelalterlichen Geschichte war, daß das Römische Reich aber weder Staat werden noch Nation sein konnte und es deshalb erhebliche Unterschiede zwischen diesem Reich und den westlichen Monarchien gab, aber auch zwischen dem Reich und den innerhalb seiner Grenzen entstehenden, traditional und entwick-

lungsgeschichtlich sehr verschiedenen konditionierten Staaten und Regionen. Dieses Reich hatte Teil am älteren, d.h. dem römischen und dem römisch-christlichen Europa links des Rheins, an den fränkischen und später fränkisch gewordenen Räumen zwischen Rhein und dem Wesergebiet, schließlich an der jüngsten Expansionszone zur Elbe und über sie hinaus. Wir stehen damit am Anfang einer deutschen Problematik, die bis heute entschieden weiterwirkt und einer Lösung denkbar fern ist. Damit aber wird offensichtlich, daß eine Fragestellung wie die hier angeregte noch weniger als andere zum Versuch einer weitgehend objektivierbaren Rekonstruktion führen kann, denn sie setzt schon für ihre Formulierung historische Urteile voraus.

Es ist in der deutschen geschichtswissenschaftlichen Literatur des 19. und auch unseres Jahrhunderts keineswegs selbstverständlich, Romanisierung, Christianisierung und Frankisierung positiv zu sehen, als einen großen Dreischritt, in dem zwischen Atlantik und Weser/Elbe-Gebiet ein zivilisatorisch annähernd homogener Großraum geschaffen wurde, mit erstrebenswert höheren Standards auf den Gebieten des Rechts, der Religion, der Litteralität und bildenden Kunst, nicht zuletzt auch der Wirtschaft. Wenn (um nur einen Zeugen unter vielen aufzurufen) Robert Holtzmann in seiner vielgelesenen Geschichte der sächsischen Kaiserzeit¹⁾ die Kirchenpolitik Heinrichs II. dahingehend charakterisierte, daß der Kaiser die monastische Reform in Lothringen »willig gewähren« ließ, in den anderen Teilen des Reiches aber deshalb nicht, »weil ihr Geist romanischen Geblüts war und ihm für deutsche Kirchen weniger geeignet schien«, weil »in den deutschen Klöstern weit mehr Sinn für harmlose Fröhlichkeit, für die Eigenart der Brüder und die Bedürfnisse der Einzelseele vorhanden war als in den Klöstern der westlichen Reform, wo eine völlige Gleichmäßigkeit angestrebt, der einzelne mit seiner ganzen Persönlichkeit unter den Willen des Abtes und der Klostergesetze gebeugt wurde«²⁾, so extrapolierte er fast wörtlich die Polemik Ekkehards von St. Gallen gegen die lothringische Reform³⁾ und bot sie dem Leser als völkerpsychologische Reflexion Heinrichs II. an.

Wir werden solche Vorbehalte und Widerstände umso weniger unterschätzen dürfen, als sie eine lange und sichtbar wirkkräftige Vor-, aber auch Nachgeschichte haben, erstmals kulminierend in Abwehrpositionen der deutschen Humanisten des 15. und 16. Jahrhunderts, die in ihrer Auseinandersetzung mit Enea Silvio Piccolomini die Vorzüge der schlichten Germanen entdeckten: »Das find ich in den alten der Römer und Kriechen historien, das unser vorvodern, die alten Teutschen, allem überflus in claiden essen trinken pauen, allem pracht mähtikait reichtum und gelt hessig und feind sein gewesen, haben mër auf das eisen dan gelt gehalten, betruengen sich einer schlechten g'ringen nit hochgültig (so überal leicht

1) Zuerst 1941. 4., mehrfach nachgedruckte Aufl. München 1961.

2) 4. Aufl., S. 484. Der Hinweis auf den Volkscharakter schon bei KARL HAUCK, Kirchengeschichte Deutschlands, Bd. 3. 3./4. Aufl. 1906, S. 512f.

3) Ekkehard von St. Gallen, Casus Sancti Galli (ed. HANS F. HAEFELE; Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters 10, Darmstadt 1980), cc. 87, 91, 134, 136.

zue bestellen, zue wegen zu bringen war) kost, liessen sich begnügen an milch kās prot haberprein, truegen an ir claine wolfspezlein, so si am jait [Jagd] fiengen, ir altfränkisch säk und kittel.«⁴⁾

Das hier gesungene Lob eines objektiv konstatierbaren zivilisatorischen Rückstandes als Tugend, des einfachen und artgerechten Lebens mit vollwertiger Körnernahrung, unbehandelten Textilien und herrschaftsfrei-phantasieloser Architektur, ist, wie wir sehen, eine alte und auch schon früh aggressiv verfochtene Attitude. Sie verband sich etwas kompliziert mit dem Anspruch, daß die Deutschen der taciteischen Zeit nicht »rohe Wilde«⁵⁾ gewesen seien und mußte in dieser Verbindung die Gefahr der Absonderung bergen, die leider mehr ist als ein im Grunde harmloser Provinzialismus: »Demnach haben si sich geschriben aller vier kaisertum der welt abgesagt ewig todfeind, haben dieselbigen gros veracht, den vil plag antan, si imer überzogen, in gar kain frid und rûe gelassen ...«⁶⁾. In den vielen, teilweise mühsam und keineswegs immer gewaltlos verlaufenen Synthese- und Akkulturationsschüben, von denen die europäische Geschichte bestimmt ist und die es uns erlauben, sie als Geschichte überhaupt wahrzunehmen, hat sich seit der Antike ein Modell aufgebaut, von dem man sich, wie die Erfahrungen des 20. Jahrhunderts zeigen, nicht ungestraft entfernt.

Es kommt deshalb darauf an, die Entstehungsgeschichte dieses europäischen Modells von möglichst vielen ihrer Facetten und Aspekte her zu begreifen, und nicht die geringste unter ihnen scheint das zu sein, was in hier nunmehr erlaubter Kürze als »Verwestlichung des Kontinents« bezeichnet werden kann. Dieses Stichwort und nicht mehr (allerdings auch nicht weniger) ist das gemeinsame Leitmotiv der folgenden Beiträge; jeder Autor kommentiert es aus seiner Sicht, so daß die Anlage der Themen sehr offen zu verstehen ist. Niemand sollte etwa den Nachweis erwarten, daß das Reich der Ottonen ein (oder auch kein) *regnum Francorum* gewesen sei, wohl aber eine Auseinandersetzung mit der Frage, wieviel an fränkisch-karolingischer Authentizität diese anspruchsvolle Terminologie noch repräsentiert hat.

Leicht tut man freilich des Guten zuviel. Totale Geschichte ist eine Utopie, und, wie ich meine, keine produktive. Dabei verführt gerade ein Thema wie das unsere zur Totalität der Aspekte, oder, wie man früher einfach sagte, zum Streben nach Vollständigkeit. Hätten wir dieser Versuchung aber nachgegeben, wären Profile verwischt worden, die erst in der Beschränkung sichtbar werden. Wir haben auf den beiden Tagungen, deren Ergebnis hier vorliegt, mit einer solchen Konzentration erfreuliche Erfahrungen gemacht, indem wir unsere

4) Johannes Turmair's genannt Aventinus Bayerische Chronik (ed. MATTHIAS LEXER, Johannes Turmair's genannt Aventinus sämtliche Werke. Hg. K. Akademie der Wissenschaften, Bd. 4,1. München 1882) I.140, S. 306f.

5) GEORG WAITZ, Deutsche Verfassungsgeschichte, Bd. 1; zuerst 1844. Hier zitiert nach der 3. Auflage Berlin 1880, S. XIII.

6) Turmair, S. 307.

Aufgabe nicht im Sinne einer allgemeinen und umfassenden Beziehungsgeschichte verstanden, sondern den Gesichtspunkt der Akkulturation in den Vordergrund gestellt haben. Wir fragten, welche Elemente denn zusammengekommen sein mußten, um jene Synthese hervorzubringen, die erstmals unter Karl dem Großen deutlich sichtbar wird und als vitale Basis des mittelalterlichen Europa erstaunliche Langzeitwirkung bewiesen hat.

Romanisierung und ihre verschiedenen Abstufungen in den Gebieten links des Rheins und südlich der Donau, fränkische Durchdringung dieser Räume und Weitertragen der römisch-christlichen Substanz durch deren gallofränkische Erben in das deutsche Weststromland zwischen Weser und Elbe – das etwa war der zeitliche und zugleich räumliche Ausgangspunkt und wir haben uns bemüht, ihn mit den Mitteln der Kunstgeschichte, einer christlichen Religionsgeschichte und der Philologie, natürlich auch mit den interdisziplinär geöffneten Möglichkeiten der Geschichtswissenschaft auszufüllen. Dadurch traten statt fränkischer Reichsgeschichte die Strukturmerkmale der fränkischen Zivilisation in den Blick, statt Suche nach den Anfängen nationaler Ausdifferenzierung beschäftigten uns die Kulturbeziehungen Englands zu den fränkischen Königreichen bis ins 10. Jahrhundert und die Frage nach deren gegenseitiger Wahrnehmung, Studium und Wissenschaft schließlich als Manifestationen von Reform statt Bildungs- und Ideengeschichte. Dies etwa war das Feld, auf dem wir uns, einander zuhörend und intensiv diskutierend, bewegt haben.

Durch die Kunstgeschichte kam Frühchristlich-Italisches ins Spiel und bereicherte das Bild eines Trends, der die Verwestlichung der Mitte Europas bedeutete, eines langanhaltenden Prozesses, der gegenwärtig mit erneuerter politischer Dynamik so weit ausgreifend fortgeführt wird, daß man in der Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa die Mitarbeit Kasachstans für unerlässlich hält. Überlegungen zur Bewußtheit der karolingischen Integrationspolitik könnten Lehrmaterial für eine epochenvergleichende Politologie werden, wenn es sie denn gäbe.

Verglichen mit dieser karolingisch integrierten Welt, die zumindest aus großer zeitlicher Distanz einigermaßen homogen wirkt, fordern die Wandlungsprozesse des Hoch- und Spätmittelalters eine geänderte Perspektive, denn nun treten große Formationen auf, die mit ihrer Besonderheit schon auf Neuzeitliches vorausweisen und damit auch besondere, vielfach sehr konkrete eigene Beziehungsgeschichten freisetzen. Bei deren Analyse ist allerdings Vorsicht geboten, denn der erstaunlich kräftige Geist des 19. Jahrhunderts fährt nicht schon deshalb aus der Wissenschaft, wenn sie »Modernisierung« statt »Fortschritt« sagt. Viel präziser als im Frühmittelalter aber artikuliert sich jetzt Staatlichkeit mit administrativer Substruktur und läßt die deutschen Territorien eher als das Reich zu Vergleichsobjekten einer europäischen Verfassungsgeschichte werden, die sich traditionell an den großen Monarchien orientiert.

Deren Individualisierung ist mit einem starken und weiter wachsenden Bewußtsein historischer Valenz verbunden und gekennzeichnet von durchaus abgrenzenden Energien, so daß ein schon länger, gewiß seit dem 10. Jahrhundert, angelegter Zug zur politischen Nationenbildung an Schubkraft gewinnt. Erst vor diesem Hintergrund wird die vielgerühmte

Internationalität der Führungsschichten zum Kriterium eines späten historischen Verständnisses, aber auch zum Anlaß für die Frage, wie dicht und dauerhaft dieses Beziehungsnetz im einzelnen gewesen ist, ob hier ein Restbestand universaler Christenheit mit neuem Leben erfüllt oder doch eher etwas ganz anderes geschaffen worden ist.

War auch das Römische Reich ein Ereignis, dessen Resthaftigkeit von Generation zu Generation deutlicher wurde, je mehr sich das Neue auf anderen Ebenen abspielte? Zwar blieb das Reich lange (im europäischen Vergleich womöglich zu lange) aristokratisch, Deutschland mit Sicherheit zu lange agrarisch geprägt, aber das mittelalterliche Städtenetz hat auch in Deutschland bis heute gehalten, seine Funktion also erstaunlich lange und auch bei gänzlich veränderten Bedingungen erfüllt; sogar Berlin ist eine mittelalterliche Stadt. An der Hauptstadt der Bundesrepublik läßt sich andererseits gerade jetzt besonders klar die Grenze erkennen, die das »jüngere« vom »älteren« Europa trennt und die historisch nicht als Linie, sondern als zivilisatorische Übergangszone virulent ist; diese Grenze nur als Kluft zwischen den neuen und den alten Bundesländern zu begreifen und entsprechend zu beklagen, setzt deshalb eine besondere Art von Kurzsichtigkeit voraus.

Wie aber steht es wirklich um Zugehörigkeit oder Beziehung deutscher Städte mit ihrer ausgeprägten Schriftlichkeit und mit Verwaltungsformen, die auf besondere Bedürfnisse zugeschnitten sein sollten, zum älteren oder jüngeren Europa? Wie und in welchen Regionen haben wir mit akkulturierenden Wirtschaftsbeziehungen zu rechnen? Warum verzögerte sich die Einrichtung wissenschaftlicher Öffentlichkeit in Form der Universität bei uns um fast zwei Jahrhunderte und wie gut eignete sich die schließlich importierte Form? War das Pariser Modell überhaupt adaptierbar?

Es könnte eine reizvolle, eine schwierige, aber auch eine unterhaltsame Aufgabe sein, aus solchen Fragen die schon erwähnten je eigenen Beziehungsgeschichten zu entwickeln. Wir müssen sehr dankbar sein, daß wir sie uns stückweise erzählen und eine fröhliche Wissenschaft ernsthaft betreiben durften, möglichst würdig der großen benediktinischen Vorgänger auf ihrer Insel im Bodensee.